

Die
Plauderstube.

—♦♦♦—
Eine Sonntagsgabe
zur
Erweiterung für Stadt und Land.

—♦♦♦—
A. Segalas
Homöopathische Kuren

Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.

L a n d s h u t.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Homöopathische Kuren.

(Humoristische Skizze,
frei nach dem Französischen,
von A. Segalas bearbeitet.)
entnommen:

Die P l a u d e r s t u b e



Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.
(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 27. März 1859.

L a n d s h u t.
Druck und Verlag von J.F. Rietsch.

Wahrhaftig, mein lieber Robert, Du bist doch der vollkommenste unter allen Männern!«

Mit dieser im Ehestande nicht allzu häufig vorkommenden Bemerkung wandte sich Coeleste an ihren jungen Ehegemahl. Die Augen fest auf ihn gerichtet, betrachtete sie ihn wie eins der sieben Weltwunder oder vielmehr, sie schien ihn für einen Engel im schwarzen Frack zu halten, aber für einen Engel, dem der Herr Maire die Flügel gestutzt hatte. Freilich glitt in diesem Augenblick ein Strahl des Honigmondes durch die Glasscheiben des Salons und erhellte das Gesicht Roberts von Balligny. Es war ein schmeichelnder und freundlicher Strahl, er warf auf die Figur des Neuvermählten einen lachenden und durchaus vortheilhaften Widerschein. Dieser Honigmond war noch in seinem ersten Viertel.

»Meine Schmeichlerin!« antwortete der verkleidete Engel im Frack, sein schwarzes Schnurrbärtchen drehend.

»Aber ich nehme Dich nicht anders, als wie Du bist: von trefflicher Herzensgüte, von engelgleicher Sanftmuth, tugendhaft wie die strengste Predigt und poetisch wie eine Meditation von Lamartine.«

Die jungen Gatten thaten sich eine Zeit lang mit solchen Redensarten gütlich; aber da man mit der Zeit *Alles* satt bekommt, die Schmeicheleien des Honigmondes, wie die Gratulationen des Neujahrstags; so fanden sie nach Verlauf einer Stunde sich ungefähr nicht mehr viel zu sagen — die Zuckertüte war ausgenascht.

Wenn Robert von Balligny Senator, Banquier, Notar oder sonst Etwas gewesen wäre, hätte er seine Frau öfters allein gelassen, um sich seinen Geschäften zu widmen; ihn aber hatte ein glänzendes Vermögen und ein unwiderstehlicher Beruf zum Stande des Nichtsthuers bestimmt.

Er blieb deßhalb doch bei seiner Frau, wenn er ihr auch nichts mehr zu sagen hatte, und die jungen Gatten sahen sich glücklich einander in die Augen. Wenn sie dann endlich müde geworden waren, sich einander anzusehen, setzte sich Coeleste vor ihren Arbeitstisch und öffnete einen Band von poetischen und allegorischen Legenden.

Coeleste, eine Blondine mit himmelblauen Augen, glich den Bildern vom Erzengel Gabriel, während Robert, mit seinen scharf markirten Zügen, seinen schwarzen Haaren und Augen von derselben Farbe beinahe das Ebenbild von Robert dem Teufel war. Coeleste war träumerisch, poetisch, aber von einer sehr empfindsamen Poesie, welche von der Wirklichkeit zurückschrak; Robert war an ein fideles Jungesellenleben gewohnt gewesen und hatte immer gedacht, daß eine Tragödie in fünf Akten ein gutes Essen von fünf Gängen nicht aufwiegt; dieß war sein literarisches Glaubensbekenntniß. Seine Natur und die Pariser Civilisation, die von weiland Luculus her datirt, hatte ihn zum Gourmand und Weinkenner gemacht. Wie er sah, daß seine junge Frau ganz besonders poetisch ausgelegt war und wie aus einer Wolke herabgestiegen schien, hielt er es für angemessen, seine niedrige und prosaische Anlage zur Feinschmeckerei sorgfältig geheim zu halten. Aber jagt Euer Naturell zur Thüre hinaus, — es steigt zum Fenster der »Freres Provencaux« wieder herein. Während sich Coeleste von den Meisterwerken der Dichtkunst nährte, dachte Robert nur an die neueste Iliade von Chevet.

Aus diesen eben angegangenen Gründen schlug Coeleste einen Band Legenden auf, während sich Robert etwas entfernt von ihr in eine Ecke des Salons setzte und heimlich »die perfecte Köchin« aus seiner Tasche zog.

Wie er glaubte, daß seine Frau ganz in ihre Lektüre vertieft sei, erhob diese plötzlich den Kopf.

»Welches Buch liest Du denn, mein Freund?« fragte sie.

»Was ich lese . . .« antwortete Robert ganz verwirrt und sich verloren glaubend, wenn er sein Verbrechen eingestehe, — »Du willst wissen, was ich lese, nicht wahr, mein Herzchen?«

»Du liest wohl in einer poetischen Blumenlese? Oder hast Du da den Victor Hugo oder Lamartine?«

»Lamartine, ganz richtig, ja im Lamartine les' ich.«

»Daran erkenne ich Dich; Du wählst unsere inspirirtesten Poeten, deren Seele die Schwester Deiner Seele ist. Wie hübsch mußt Du die Verse lesen, den See zum Beispiel! ... O, Du mußt mir den See lesen, nicht wahr?«

Augenblicks fühlte Robert einen Kalten Schweiß auf seiner Stirne? »Ich glaube, wir thäten besser, wenn wir ein wenig spazieren gingen,« sagte er aufstehend.

»Keineswegs, mein Lieber, ich will's ich wünsch' es, und wenn es nöthig ist, befehl ich Dir's, mir den See zu lesen.«

Robert war seit acht Tagen verheirathet und machte demgemäß keine weiteren Einwendungen. Er bemerkte zwar noch, daß er das Buch momentan nicht wieder finden könne; als aber auch dieser letzte schwache Versuch fehlgeschlagen war und ihn Coeleste darauf aufmerksam machte, daß er es in die Tasche gesteckt habe, mußte er also den See von Lamartine in der »perfecten Köchin« aufsuchen. Aber aus dem Bereich der Flüssigkeiten konnte er in seiner Ausgabe von Lamartine Nichts finden, als ganz unschuldige Bächlein von Braten- und Compot-Saucen.

»Bist Du bald fertig, in diesem Band herumzublättern?« frug Coelestine ein wenig ungeduldig. »Eben, eben hab' ich's mein Kind,« entgegnete Robert, der zwar nicht in dem Buche, aber in einem Winkel seines Gedächtnißes den See wiederfand, der so melodisch dahinfließt. Er las mit etwas erregter Stimme oder stellte sich vielmehr so, als wenn er läse, die schönen Verse des Dichters;

*»Uns, die wir stets in neuen Ufern gleiten,
Im Lichte bald und bald in düstrer Nacht,
Wird uns denn, auf dem Ocean der Zeiten
Dem Anker festzulegen, nie die Macht?*

*Gedenkst Du noch, o See — der schönen Tage?
Es hat der Mond sich zwölfmal kaum erneut.
Gedenkst Du noch, geliebter See, o sage,
Wie wir an Deinen Ufern uns erfreut?«*

Er stand im Buch gerade am Capitel von den Rebhühner-Ragouts. Er fuhr fort:

*»O See, kaum ist ein Jahr dahingezogen,
Seit Du sie sah'st an Deinen Ufern steh'n, —
Jetzt blick ich trauernd in die blauen Wogen,
Und kann. : . .«*

»Nicht weiter,« hätte er hinzufügen können; denn es war ihm in der That unmöglich, sich auf das Ende des Verses zu besinnen. »Ich bin ein wenig heiser,« sprach er, das Buch zuklappend.

»Ei, geh doch! Dein Organ ist ja so rein, so zart und Du hast Thränen in der Stimme!« Robert mußte das Buch nolens volens wieder aufschlagen und las, immer in seinem Gedächtniß die verlorene Strophe suchend, mit dieser zarten Stimme, in der Coeleste Tränen gefunden hatte, ganz mechanisch vor sich hin.

»Filet von Rehziemer mit Sauce a la Chevet.«

»Was liest Du da?« rief Coeleste, stürzte auf ihn zu und entriß ihm das Buch.

»O, ich Dummkopf!« rief Robert aus.

»Es ist die »perfecte Köchin!« sprach sie kaum vernehmlich, und stand wie versteinert da.

»Nun wohl, ja!« entgegnete entschlossen Robert, der rasch als gewandter Gegner die Vertheidigungsmittel aufbot, welche die Strategie an die Hand gibt.

»Was willst Du denn im Grunde, mein Kind; siehst Du, was ist denn die Ehe eigentlich: die Ehe ist das gemeinschaftliche Ertragen der gegenseitigen Fehler und Schwächen; und ich habe nun einmal, offen gestanden, den Fehler, wenn Du es so nennen willst, daß ich ein wenig Gourmand bin.«

»Aber, mein Freund,« entgegnete Coeleste, die Mühe hatte, ihre bittere Enttäuschung zu verbergen, Du kannst Dich vielleicht noch bessern.«

»Aufrichtig gesagt, nein, es ist zu spät! und da die Maske jetzt gefallen ist, will ich zuvörderst unserer Köchin sagen, was sie zu ändern hat und wie weit sie gehen darf; ich habe das Princip: eine gute Küche ist die Zierde einer sorgfältigen Haushaltung und — Gott sei Dank — wir können etwas darauf verwenden. Und nicht wahr, wenn wir allein beisammen sind, anstatt immer von Poesie zu reden, reden wir auch manchmal von der edlen Kochkunst. Die beste und nützlichste aller Musen ist »die perfekte Köchin«, der Apollo der sie inspirirt, ist der »vollendete Gastronom« und hat als Attribut anstatt einer Lyra eine Gabel! Das ist auch Mythologie! Nun, so zürne mir nur nicht, mein blondes Seraphsköpfchen. . . . Ich will jetzt gleich einmal ein Diner so ganz nach meinem Geschmacke und nach meiner Inspiration bestellen.«

O bittere Enttäuschung! Das war also der poetische Romeo, den die junge Frau gewählt hatte! Wie sie allein war, ließ sie sich in einen Sessel gleiten, lehnte ihren Ellenbogen auf dessen Seitenarm und stützte ihre schöne, traurige Stirne mit ihrer weißen Hand. Das Legendenbuch war noch offen, ihre Blicke fielen auf die Ueberschrift: »Der Teufelsspiegel.« Sie las mechanisch die ersten Zeilen, als sie plötzlich ein Gedanke überkam: kam er vom Himmel oder von der Hölle? Das Lächeln auf den Lippen und die Hoffnung im Herzen, überflog sie mit den Augen folgende Legende:

»Beelzebub, der Teufel der Versuchung, hatte das väterliche Höllenhaus noch nicht verlassen, er war noch in seinem rothen und schwarzen Haus eingeschlossen. Uebrigens verbrachte er seine Abende sehr angenehm, indem er sich in der Ecke des Höllenfeuers wärmte, und mit Voltaire plauderte. Aber eines Tages landete ein großer belgischer Tourist und Bankeruttirer in der Hölle an und flößte ihm Geschmack am Reisen ein. Beelzebub setzte sich sofort auf eine unterirdische Eisenbahn; Feuer und Dampf war gewiß das Letzte, an dem er Mangel litt. Natürlich fing er damit an, Paris zu besuchen, wo ein Theil seiner Familie sich aufhielt; sein Vater Satan, sein Bruder Mephistopheles, der längst aus Deutschland von seinen Reisen mit Doktor Faust zurückgekommen war, und Asmodeus, sein hinkender Neffe, der, wie Jeder weis, der Intimus von Le Sage war.

Sowie Beelzebub den Fuß zur Erde gesetzt hatte, machte er vor allen Dingen seinen Verwandten die schuldige Aufwartung. Diese hatten sämtlich ihr Hauptquartier in einem großen, säulengetragenen Hause der Straße Vievenne aufgeschlagen. Die Leute nannten dieß Gebäude die »Börse«. Aber denkt Euch das Erstaunen des armen Teufels, alle Pariser lachten ihm ins Gesicht. Dieß überraschte ihn eben so sehr, als es ihn reizte.

Beelzebub glaubte, er wäre ein Adonis; er hatte sich nie im Spiegel gesehen, denn es gibt

keinen Spiegel in der Hölle, woraus man auch schließen kann, daß alle Frauen im Paradiese sind. Astaroth, der mit seinem Vetter Beelzebub spazieren ging, führte ihn geradewegs vor eine Spiegelhandlung. Beelzebub betrachtete sich in einem prächtigen, venetianischen Glas und stieß einen Schreckensschrei aus, der Spiegel gab ganz getreu alle seine Fehler und Häßlichkeiten wieder; die flammenden, teuflischen Blicke, seinen entsetzlich rothen Bart, der im Feuer der Hölle ganz rußig geworden war.

Beelzebub verlieh seinen Augäpfeln einen milderen Glanz, ließ sich seinen Bart abscheeren und ward in jeder Beziehung elegant und liebenswürdig; denn er ließ alle die Fehler verschwinden, die ihm sein treuester Freund, der Teufelsspiegel gezeigt hatte.»

»Wohlan!« sagte sich nach dieser Lektüre Coeleste, — »so will ich ebenfalls die Fehler meines Mannes ganz genau nachahmen, um ihn davon zu heilen, ich will sein Teufelsspiegel werden.«

Ihrer neuen Taktik gemäß ließ Coeleste den Gourmandsgelüsten ihres Mannes nicht nur freien Lauf, sondern that sogar, als finde sie allmählig selbst Geschmack an den ausgesuchten, und oft sehr raffinirten Genüssen der Tafel. Niemand war im Anfang dieser Veränderung, froher, als Robert, ihr Mann; es freute ihn, eine Frau gefunden zu haben, welche, trotz der ganz entgegengesetzten Richtung ihrer Neigungen, so sehr auf seine schwachen Seiten und alle seine Wünsche einging, und so floß das Dasein Beider harmonisch dahin.

Es dauerte jedoch nicht lange, so kam es ihm vor, als übertreibe seine Frau doch etwas ihre Gefälligkeit gegen ihn und als beschäftige sie sich gar zu sehr mit den Interessen von Küche und Keller. Auch entwickelte sie einen Appetit für schmackhafte Gerichte, die er einem so zarten Wesen gar nicht zugetraut hätte. Eines Tages, an ihrem Namenstag, war ein besonders feines Diner vorbereitet, dessen Menü Robert selbst angegeben hatte. Wie er an diesem Tage zu seiner Frau ins Zimmer kam, um ein wenig mit ihr zu plaudern, eilte ihm diese entgegen und redete ihn freudig an:

»Da bist Du ja, m«in Männchen, nun hast Du auch ein recht kunstvolles und reiches Diner bestellt?«

»Das interessirt Dich wohl sehr?« frug Robert.

»Ob mich das interessirt! ... Sagtest Du nicht neulich, die Ehe sei die Gemeinsamkeit und Ueberstimmung in den Fehlern und das gegenseitige Ertragen derselben. Nun wohl, ich habe auch einen Fehler, einen ganz kleinen, dem Deinen ähnlich; vielleicht hast Du ihn schon gemerkt, ich bin auch ein wenig Feinschmeckerin, gerade wie Du und ich finde, daß sich das sehr gut trifft.«

»Obschon ich es eigentlich nicht recht begreifen kann. . . . Du, die Du doch so poetisch, so duftig bist, denn ohne Dir schmeicheln zu wollen, ich konnte mir kein zarteres, feineres Frauchen wählen.«

»Hast Du auch eine Trüffelpastete bestellt, mein Lieber, und ein feines Filet mit«

»Davon können wir später noch reden,« sprach Robert etwas ungeduldig. »Siehst Du, meine liebe Coeleste, ich hänge mit einer Zärtlichkeit an Dir«

»Mit Champignon-Sauce, mein' ich, soll es angerichtet werden.«

»So laß es doch gut sein mit Deinem Diner!« erwiderte Robert, immer ungeduldiger werdend, »Ich sagte Dir also, daß ich Dir eine Zärtlichkeit gewidmet habe. . . . Ach, ich werde nie unsere erste Begegnung vergessen; das wird mir ewig eine Erinnerung bleiben voll Reiz und Zauber . .

.«

»Und Senf . . .«

»Aber, Coeleste!«

»Und Senf, das wiederhole ich Dir — so laß mich doch ausreden — darf mir nicht wieder auf den Tisch kommen, das ist die erste Hauptbedingung bei unserer neuen Tafleinrichtung, Du weißt, welchen Abscheu ich gegen Senf habe.«

»Aber Coeleste, wozu vermengst Du denn diesen unaustehlichen Senf mit unserer Liebe? entgegnete Robert erzürnt. — Weißt Du auch, daß Du mir sehr sonderbar antwortest? Man sollte wirklich meinen, daß, Du mich gar nicht mehr gern hast, und ich halte doch so viel auf Deine Zuneigung und hoffe, sie mir mit aller Sorgfalt und Aufmerksamkeit für's ganze Leben zu erhalten.«

»Wie Confitüren mit viel Zucker. Apropos Confitüren, ich habe ein prächtiges Recept für Apfelgelee.«

»Aber das ist widerwärtig,« rief Robert, »es ist ja gar keine Unterhaltung mehr mit Dir möglich, keines jener süßen Gespräche, die das Glück des Lebens ausmachen.«

»Marianne!« rief Coeleste, ohne auf ihren Mann zu hören und auf die Köchin, zueilend, die durch das Nebenzimmer ging, eine große Pastete tragend.

Gleich darauf kam Coeleste zurück, aber wie! Sie hatte ein enormes Stück Pastete in der Hand und biß mit ihren schönen, weißen Zähnen, wie ein junger, gefräßiger Windhund, mit aller Kraft hinein und das mit einer Freude und einer Gier, die sie in den Augen ihres Mannes aller Illusion beraubten.

»Du sagtest also, daß unsere gegenseitige Zuneigung,« sprach Coeleste immer kauend — »o, was ist diese Pastete so gut!«

»Hören Sie, Madame,« fuhr sie Robert ziemlich hart an, »ein Mann ist seiner Frau die Wahrheit schuldig; Sie sind häßlich, um Widerwillen einzuflößen, wenn Sie mit vollem Munde reden; dieses Stück Pastete gibt Ihnen den ungraziösesten Anstrich, den man sich denken kann!«

»Das ist die erste Ungezogenheit, die Du mir seit unserer Verheirathung sagst.«

»Aus dem einfachen Grunde, weil es der erste unangenehme Fehler ist, den ich an Dir entdecke.«

»Was willst Du, ich habe nun einmal einen sehr starken Appetit, das ist eine Schwäche von mir.«

»Aber Madame,« erwiderte Robert erschreckt, »ich liebe nur die schlanken, und ätherischen Frauen, ich habe gerade Sie um deßwillen unter Hunderten gewählt. Sie werden dick und fett werden, wenn Sie so fortmachen.«

»Run, was geht das Sie an, wenn es mir Vergnügen macht?«

»Aber ich will nicht, daß Sie dick werden!« rief Robert, mit dem Fuße stampfend.

»Ich habe das Recht dazu,« entgegnete Coeleste, »das Gesetz hat nichts entgegen; das ist kein Scheidungsgrund.«

»Höre mich an, Coeleste,« fuhr Robert sanfter fort, »es wäre denn doch zu arg, wenn die Entnüchterung schon ein paar Wochen nach der Heirath anfinge. Wenn Du mir gefallen willst, mußst Du zuvörderst dieß ewige Küchengeklatsch sein lassen, Du mußt Dir auch Deine Leckerei und Deine unnatürliche Eßlust abgewöhnen; das ist ein gewöhnlicher, abstoßender, schimpflicher, prosaischer Fehler, der Adam und Eva aus ihrem irdischen Paradiese getrieben hat

und der auch mich aus dem meinigen treiben wird.«

»Wahrhaftig? Aber Du cultivirst ihn ja selber, diesen Fehler. . . . Nun gut, mein Freund, da ich Dir so mißfalle, versprech' ich Dir, mich zu bessern. Aber Du muß nur bedenken, daß, wenn Du immer mit bösem Beispiel vorangehst und mir immer von der »perfecten Köchin« und ihren Delicatessen sprichst, Du mir den Mund wässerig machst und — es könnte leicht Rückfälle geben.«

»Die perfecte Köchin!« rief Robert, »soll nicht die Ursache eines Disputs zwischen uns werden! Doch wart', ich verurtheile sie zum Feuertod, zu dem sie so viele unschuldige Hühner und Fische verurtheilt hat! Und mit ihrem Verschwinden sollen auch meine feinschmeckerischen Gelüste verschwinden, die Dich nur allzusehr zur Nachahmung reizen.«

Und dabei warf er das Buch in den Kamin.

Der kleine häusliche Zwist war bald vergessen. Coeleste hatte keinen Rückfall ihres erheuchelten Fehlers mehr, Robert war auch gebessert, dachte nicht mehr, als es gut war, an die Freuden der Tafel, las keine Kochbücher mehr, um der Köchin sachverständige Winke zu geben, ja er ging so weit, anstatt dessen lyrische Gedichte zu lesen. Das kleine Manoeuvre Coelestens, dessen Taktik sie sich wohlweislich hütete, ihm zu enthüllen, hatte genützt; er freute sich im Stillen über den bestimmenden Einfluß, den er auf die Neigungen seiner Frau auszuüben glaubte; sie ließ ihm diesen Triumph und so ahnte er nicht, daß sich seine kluge Frau einen Fehler angewöhnt hatte, den sie in der That nie gehabt. Er war von seinem Fehler curirt, ohne daß er das homöopathische Recept kannte, das ihm verschrieben worden war. Coeleste sagte wieder zu ihm: «O, mein Freund, Du bist der vollkommenste unter allen Männern!» und Alles war beigelegt.

Das ward aber mit der Zeit etwas einförmig. Zum Glück unterbrach der Brief einer Freundin Coelestens die Einförmigkeit der verliebten Scenen.

Hier der Inhalt dieses zarten Billets:

»Bist Du bei Dir eingesperrt, meine Theure? Man sieht Dich nicht mehr, es ist als wenn Du Strafarrrest hättest. Ich will nicht hoffen, daß Dein Mann Dich eingesperrt hält; denn es ist gut, daß die Frau die Commandantin in ihrer Wirthschaft ist, das ist mein Grundsatz. Da wir alle Beide die hübsche Garnisonsstadt Paris bewohnen, so besuche mich recht bald. Bringe Dein Herz und Deine Stickerei mit. Aber nur ohne alle Förmlichkeiten, Hausuniform! Alles was ich begehre, ist, daß die Freundschaft vollzählig sei, wenn ich die Revue passire.

Auf morgen, meine Liebe, wenn Du kannst; komm' um zwei Uhr, militärische Zeitrechnung.

Cäsarine Lormier.«

Madame Lormier, Wittwe, die gewesene Frau eines Lancier-Offiziers, hatte bei diesem ihre militärische Ausbildung erhalten; sie war tapfer wie die orientalische Armee, schwach in der Näherei, aber dagegen stark im Punkte der Ehre.

Den folgenden Tag eilte Coeleste zu ihr und warf sich in die Arme ihrer Freundin ohne nur dem Bedienten Zeit zu lassen, sie anzumelden.

Der Blick Coelestes fiel gleich auf eine ihr neue Ansicht in demselben Zimmer, die aus einem schwarzen Frack, aus einem bleichen und ziemlich nichtssagenden Antlitz und einem lammfrommen Ausdruck in demselben zusammengesetzt war. Dieß Alles zusammengenommen nannte sich Gottfried von Mozerand und hatte gewiß die Schlacht an der Alma nicht gewonnen.

»Es ist fünf Minuten nach zwei Uhr, meine Liebe,« sprach Cäsarine, »Du hast Dich verspätet,

ich werde Dich ins Correotionshaus schicken. Aber Du erlaubst mir, mein Kind, mein Verhör fortzusetzen. Der Herr hier hat mir soeben gesagt, daß er morgen einen Ehrenhandel hat; er weiß, daß diese Sachen mich interessiren. Wenn man im vierten Lancierregiment commandirt hat, kann man in zweiter Ehe nur einen Tapferen heirathen.«

»Also der Herr . . .«

»Mein Zukünftiger, den ich Dir vorstelle.«

Cäsarine hatte die Gewohnheit nicht, ihre Pläne lang geheim zu halten, sie öffnete leicht ihr Herz; es war dieß eben ein gutes Buch und moralisch genug, um es nicht zu verbergen. Nachdem die officielle Vorstellung vorbei war und Gottfried und Coeleste einige höfliche Worte gewechselt hatten, fuhr sie fort:

»Ungeachtet meiner Besorgniß für Sie, bin ich Aber dieß Duell doch im Grunde nicht betrübt, es bestimmt mich zu Ihren Gunsten, ich gestehe es. Ich würdigte die guten Eigenschaften Herrn von Mozerands schon lang; aber ungeachtet deren ist es doch auch nicht zu leugnen, daß er den großen Fehler hat, im Civil und nicht im Militär zu sein, Gottfried anstatt Cäsar zu heißen und früher nie den kleinsten Ehrenhandel gehabt zu haben.«

»Aber das ist ja ein großes Verdienst!« rief Coeleste. «Ich wünsche mir jeden Tag Glück, den sanftesten und friedlichsten Mann von der Welt geheirathet zu haben, denn Du mußt nur wissen, daß ich einen ganz vortrefflichen Mann habe.«

»So? Nun, so laß ihn doch auf die Ausstellung bringen, Du bekommst vielleicht eine Medaille für ihn. Nach dem zu schließen, was Sie mir gesagt haben,« fuhr Sie, zu Mozerand gewendet, fort, »macht mir unser Gegner, dessen Namen ich noch nicht kenne, den Eindruck einer Art von Raufbold, denn am Ende, er fand sich beleidigt über . . .«

»Ueber eine Lumperei,« unterbrach sie der Andere, »über einen Scherz, den ich mir über die Livree seines Grooms erlaubt habe, dessen Hut er mir zuletzt an den Kopf geworfen hat.«

»Das ist eine blutige Beleidigung!« rief Cäsarine. »Wie wir im vierten Regiment commandirten, haben wir einen Handschuh ins Gesicht bekommen. Wir haben uns aber auch geschlagen und sind verwundet worden.«

»Das ist's, was mir bei den Duellen mißfällt,« sprach Gottfried, erbleichend. »Trösten Sie sich,« fuhr die Amazone fort, »ich ehre die Tapferkeit, wenn sie auch unglücklich ist; eine Narbe im Gesicht erschreckt mich nicht, es ist eine Decoration, die den Platz gewechselt hat, das ist die ganze Geschichte. Wenn ich sie mit einer Narbe oder den Arm in der Binde zurückkommen sehe, werde ich nichtsdestoweniger zu Ihnen sagen: Hier meine Hand, Herr von Mozerand, sie gehört Ihnen, um Sie zu trösten und besonders, um Sie zu pflegen.«

»Und diese so schöne Hand, läßt mein Herz erbeben, wie in der weißen Dame.«

»Ich begreife nicht,« sprach Coeleste, »wie zwei zivilisirte Menschen sich wie Wilde erwürgen können. Ihr Gegner, mein Herr, ist wohl einer Ihrer heftigsten Feinde?«

»Im Gegentheile, er ist einer meiner besten Freunde, Madame. Ich kenne keinen so stolzen und so hitzigen Menschen mehr . . . Wir hatten uns sehr gern; er ist ein Ausbund von allen Capitalsünden; wir nannten ihn im Colleg immer Robert den Teufel.«

»Robert!« sprach Coeleste, »er heißt Robert?«

»Ja, Madame. Robert von Balligny.«

»Großer Gott,« rief Coeleste, »mein Mann!«

»Ihr Mann?« frug Mozerand.

»Ihr Mann!« rief Cäsarine, gerade wie in den Ensemblenummern der Vaudevilles.

»O, ich bitte Sie flehentlich, Herr,« sprach die arme Coeleste, «entsagen Sie diesem Duell!«

Gottfried bemerkte zwar, daß dieß seinerseits mit dem größten Vergnügen geschehe, aber Cäsarine schnitt ihm das Wort ab.

»Muth, meine arme Coeleste,« sprach Cäsarine, dabei die Hand ihrer Freundin drückend.

»Das ist grausam und schrecklich, ich muß es selbst gestehen, aber es handelt sich hier um den Punkt der Ehre.«

»Ja, es handelt sich um den Punkt den Ehrenpunkt,« wiederholte der unglückliche Gottfried.

»Aber Herr,« rief Coeleste, »ihr blutiger Ehrenpunkt ist der Henkersknecht ehrlicher Leute. . . Wann ist der Tag festgesetzt?«

»Morgen um sieben Uhr früh.«

»Nun gut, ich stehe Ihnen dafür, ich, daß Sie sich nicht schlagen. Ich eile nach Hause, ich werde mit Robert sprechen, er wird sich durch meine Thränen rühren lassen, ich werde ihn erweichen. Das wird nicht schwer sein, hoffe ich: er ist sanft wie ein Lamm, wie eine Taube.«

»Ja,« sagte Gottfried, »ein wüthendes Lamm und eine Taube, die das hitzige Fieber hat.«

Coeleste hörte ihn nicht mehr und eilte schnurstracks nach Hause. Robert war in seinem Cabinet; sie flog auf ihn zu, nahm seine beiden Hände in die ihrigen, sah ihm fest in die Augen, als wollte sie ihn magnetisiren, und sprach zu ihm:

»Nicht wahr, mein Lieber, Du bist von engelgleicher Sanftmuth?«

»Das ist eine sonderbare Frage,« erwiderte Robert lachend.

»Antworte mir, es hängt sehr viel davon ab. Nicht wahr, Du bist friedlich gesinnt?«

»Wie Numa Pompilius.«

»Als dann mein Herr, warum wollen Sie sich morgen schlagen?«

»Ich mich schlagen?« rief Robert, »woher weißt Du?«

»Was liegt daran? . . . Aber ich widersetze mich, ich,« rief sie, eine Schublade, in der ein Kästchen mit Pistolen stand, rasch öffnend, ich bemächtige mich Deiner Waffen.«

»Die Zeugen bringen die Waffen, die da werden nicht gebraucht.«

»Was willst Du thun? Du willst Dich mit Deinem alten Schulfreund schlagen; der Mann, der Dir so oft die Hand drückte, soll Dir nicht einmal auf den Fuß treten können, ohne daß Du ihm die Kehle abschneidest?«

»Sei still und vertheidige ihn nicht!« rief Robert der Teufel, dessen Zorn auf einmal sein Gehirn erhitzt, wie das Feuer eine Locomotive erhitzt. — »Ich hab' Dir schon gesagt, daß ich mich niemals habe beleidigen lassen Ferner, ich bin auch nicht so ruhig und friedlich, wie ich aussehe; ich bin nicht der immer bereite Dominospieler und Fischerknabe mit Angel und Leine, wie Du Dir ihn geträumt hast. Ich bin ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat; ich habe schon mehrere Duelle in meinem Leben gehabt, ich habe eins, . . . zwei, . . . drei, . . . vier, . . . ich weiß gar nicht mehr, wieviel gehabt. Du nennst mich Raufbold. . . Gut, Raufbold; aber jedes Mal, wenn eine Kugel von mir um die Ohren eines Andern gepfiffen hat, hat vorher auch eine Unverschämtheit desselben um meine Ohren gepfiffen; einen Degenstoß hab' ich nur auf einen Ellenbogenstoß herausgegeben; bin ich deßwegen ein Raufbold? Wenn meine Ehre in meinem Ellenbogen und in meiner Wange sitzt, so bin ich's wahrhaftig nicht, der sie dahin verlegt hat, — es ist die Welt.«

»Mein Gott, mein Gott!« rief Coeleste erschreckt, Robert purpurroth vor Zorn werden sehend. »Das ist also der Engel, den ich gewählt habe; aber das ist ja ein Würgengel! Um Gotteswillen, Robert, beruhige Dich! Wenn Du zum Opfer fällst, werde ich auch sterben und wenn Du Sieger bist, bedenke, daß Der, dessen Mörder Du sein wirst, ein Jugendfreund von Dir ist, ein armer, junger Mann, der mir voller Güte und Sanftmuth zu sein schien.«

»Nein doch, nein!« rief Robert der Teufel, mit dem Fuße stampfend. »Es ist ein Elender, ein Unverschämter! und ich werde ihn zerschlagen, Deinen sanften, jungen Mann, eben so leicht, wie ich diese japanische Vase zerschlage, die mit demselben Fratzensgesicht geschmückt ist, wie er.«

Und dabei warf er eine prachtvolle Vase von japanischen Porzellan auf die Erde, daß sie in tausend Stücke zerbrach.

Coeleste erschrak heftig. Sie sah es wohl ein, daß jedes Bitten unnütz sein würde. Und doch mußte sie das Duell verhindern um jeden Preis.

Plötzlich fiel ihr die Kriegslist ein, die Robert von seiner Feinschmeckersucht befreit hatte; sie zauderte nicht lange, legte ihr Gesicht in zornige Falten und trat entschlossen auf ihren Mann zu.

»Das ist recht, Robert, ja, das ist recht!« sprach sie zu ihm und schüttelte ihm dabei auf männliche Art die Hand. Ich wollte Dich nur auf die Probe stellen, und wenn Du, wie ein gewöhnlicher Mann nachgegeben hättest, um Dich Deiner Frau zu erhalten, hätt' ich Dich verachtet, siehst Du! Der Himmel, der uns für einander bestimmte, hat mich ganz nach Deinem Ebenbilde geschaffen; auch ich bin die Chlorinde dieses Tancreds. . . Oh, was muß' ich mich zusammennehmen, wie Du mir von dieser Beleidigung sprachst! Man hat über die Livree Deines Grooms gespottet, alle Teufel! . . . Dafür muß Blut fließen, Blut!«

Robert betrachtete sie mit Erstaunen.

»Warum bin ich nur eine Frau? Ich würde sonst auf der Stelle Dein Zeuge für morgen werden. Wenn ich das Glück hätte, ein Mann zu sein, siehst Du wohl, ich käme in die Kaffeehäuser, den Hut schief auf dem Ohr, und wenn mich Einer schief ansähe, . . . sein Blut müßte fließen! Ich würde meinen Gegner an meinem Degen aufspießen, wie die Schmetterlinge mit der Stecknadel. Ich wär' gewiß von der Kategorie der Tapfersten geworden!«

»Das heißt, Du hättest Dich im höchsten Grade lächerlich gemacht mit Deiner Tapferkeit,« entgegnete Robert.

»Findest Du,« rief Coeleste, welche die Freude beinahe aus der Rolle fallen ließ. «Du willst Dich also nicht mehr schlagen?« »Wer sagt Das? Ich habe niemals vor einer Ehrensache zurückgebebt.«

»O, das ist schön, was Du da sagst!« antwortete die arme Coeleste, ihre mühsam erborgte Tapferkeit wieder annehmend. »Ich sehe immer mehr, daß ich Deiner würdig bin; denn Du weißt noch nicht, daß ich eine der Zierden des Schloßplatzes war; auf hundert Schritte treff ich ein Ei oder eine Thonpfeife. . . . Ich wüßte schon, wie man auf den Mann zu halten, um ihm ein wenig den Schädel zu verbrennen.«

»Die Frauen sind da, um Herzen, nicht um die Schädel zu verbrennen,« dachte Robert.

Immer so fortsprechend, spielte Coeleste mit einer der beiden Pistolen, welche sie aus der Schatulle genommen hatte und öffnete das Fenster, das auf ein kleines Gärtchen ging; denn Robert hatte die Phantasie gehabt, unter seinen Fenstern ein wenig Strauchwerk und Blumen anbringen zu lassen, um mitten in Paris Frühlingsboten zu haben. Er hatte in seinem Gärtchen

ein hübsches Taubenhaus errichten lassen, wo schneeweiße und wie die Tulpen gesprenkelte Tauben in süßer Gemeinschaft hausten.

»Morgen,« rief Coeleste, »möcht' ich an Deiner Stelle sein! Ich würde fest auf den Unverschämten halten,« sprach sie, zum Fenster tretend, »und ich würde ihn tödten, wie ich jetzt diesen Vogel treffen werde.«

Und die arme Coeleste, die ein Tropfen Blut fast ohnmächtig gemacht hatte, zielte auf eine hübsche Taube, die eben aus dem Schlag kam; sie mußte ein Opfer bringen, um ihren Mann zu retten. Der Schuß ging los; sie hielt auf das arme Thierchen, und es war ein allerliebstes Turteltäubchen, welches blutend in's Gras fiel.

»O, das ist schändlich, rief Robert, sich mit Indignation gegen seine Frau wendend. »Ein Turteltäubchen, ein Symbol der Treue! Was hat er Ihnen denn gethan, dieser arme Vogel? Sehen Sie, wie er leidet, wie er mit dem Tode kämpft? Es ist an und für sich Nichts an dem Todeskampf eines Vogels, aber Sie haben ihn ohne Grund und schadenfroh herbeigeführt. Man erwartete ihn vielleicht im Taubenschlage, wie in der Fabel von den zwei Tauben; Er hatte sein kleines Haus, wo er geliebt, seinen großen Himmel, wo er frei war. Und Ihre Kugel hat ihm seine armen Flügel zerrissen! Betrachten Sie ihn nur; mit einer letzten Anstrengung öffnet er sie noch einmal, er sucht fortzufliegen, als wolle er dem Himmel erzählen, wie leichtsinnig man auf der Erde das Blut vergießt. Aber er fällt zurück, er dreht sich um sich selbst,... eben bewegt er sich nicht mehr, er ist todt. Warum? weil eine Frau an ihm mit ihrer Geschicklichkeit großthun wollte, was sie gerade so gut an irgend etwas Anderem gekonnt hätte; aber das ist gar keine Frau, das ist eine Löwin; das arme Turteltäubchen ist den Klauen des Geyers entkommen, um in die Tatzen der Löwin zu fallen.

»Ah! Sie werfen es mir vor, auf diesen Vogel geschossen zu haben?« sprach Coeleste ganz bleich und aufgeregt. »Der Anblick seiner Wunde rührt Sie, und Sie wollen doch das Blut Ihres Jugendfreundes vergießen! Sie fragen mich, was das arme kleine Wesen verbrochen hat und ich frage Sie, was Ihnen Ihr Freund so Arges gethan hat? Hat er Ihre Frau, Ihre Mutter beleidigt? Nein, er hat Ihrer Eitelkeit einen kleinen Stecknadelstich gegeben und diese verletzte Eitelkeit will darauf mit einem Degenstich antworten. Es ist nöthig, sagen Sie, um den Titel eines Mannes von Ehre zu verdienen; ein Mann von Ehre', meine ich, ist Der, welcher sich seinen Freunden widmet, und nicht Der, welcher sie tödtet oder verwundet. Dieser kleine Leichnam des armen Vogels wird gewiß eine bittere Erinnerung für mich sein; der Leichnam eines Menschen würde Sie in Ihrem Schlafe beunruhigen. . . . Entsagen Sie diesem Duell, es ist gut für Ihre Ruhe, Ihre Freude, Ihr Gewissen und Ihren Schlaf. Sie entsagen ihm nicht wahr, Sie versprechen es?«

»Nun ja, meinetwegen,« erwiderte Robert, dessen Zorn einer weicheren Stimmung Platz gemacht hatte; »aber ich versprech es Dir nur, wenn es sich thun läßt, ohne der Feigheit zeihen würde.«

In diesem Augenblick kündigte ein Diener Herrn v. Mozerand an.

»Schon jetzt!« rief Coeleste, aber es ist doch auf morgen . . .«

»Da siehst Du es,« sprach Robert, »ich kann nicht zurück, es hängt nicht mehr von mir ab.«

»Mein Herr,« sprach Mozerand eintretend, »ich komme noch vor der Stunde des Kampfes. Sie haben mich beleidigt, mein Herr und meine Pflicht . . .«

»Ist, sich mit mir zu schlagen, nicht wahr?« frug Robert. »Oh, Herr von Mozerand, ich bitte Sie,« rief Coeleste, »haben Sie Mitleid mit mir, tödten Sie mir ihn nicht.«

»Dessen bin ich durchaus unfähig, Madame,« entgegnete dieser, die Hand auf sein Herz legend und seine melodramatische Stellung annehmend. Ich habe begriffen, daß ich vorher eine große Pflicht zu erfüllen habe.«

»Welche?« sprach Robert.

»Eine Pflicht der Menschlichkeit. Diesen Morgen habe ich ihre Frau getroffen, ihr Schmerz hat mich tief gerührt. Ich kann nicht die Trauer in eine so glückliche Familie bringen, eine Wittve in Thränen sehen und arme Waisen, denn Sie hinterlassen vielleicht Waisen?«

»Gott bewahre, keine Spur von Waisen,« bemerkte Robert gleichgültig.

»Das ist einerlei, es wird immer eine Wittve geben. Ich habe also in meinen Zorn geblasen und habe ihn ausgelöscht, wie ein Licht und mir dabei gesagt: das ist der richtige Moment, einen Beweis von Muth zu geben, indem Du diesem Duell aus Gefühl und Vernunftgründen entsagst.«

»Aus Gesundheitsrücksichten,« murmelte Robert vor sich hin.

»Sei doch still!« blies ihm Coeleste in's Ohr.

»Mein hitziger Charakter hatte zuerst den Sieg davongetragen,« fuhr Gottfried fort. »Nach Ihrer Beleidigung habe ich mich, wie im Corneille, gefragt:

»Rodrigo, hast Du Muth?«

»Und Du hast geantwortet, auch wie im Corneille,« entgegnete Robert, ihm die Hand reichend:

»Laß' uns Freunde sein, Cinna, ich bin es, der Dich darum bittet.«

»Das wollte ich Dir eben sagen,« erwiderte Gottfried, leichter aufathmend. »Das ist's, was mir mein Herz gebot.«

»Sein Herz und sein Hausarzt,« dachte Robert.

Die beiden Gegner unterhielten sich noch einige Zeit mit einander.

Eine Stunde verging, Gottfried konnte sich noch immer nicht entschließen, sich zu verabschieden; er drehte mit verlegener Miene seinen Hut zwischen den Fingern; er hatte offene bar noch irgend ein Geständniß zu machen oder noch etwas zu fragen. Endlich rückte er heraus und frug Robert:

»Kennst Du Madame Cäsarine Lormier?«

»Nein. Was für eine Frau ist das?«

»Das ist eine Obristin vom vierten Lancierregimente, eine Tapfere, nicht von der alten Garde aber von der jungen. Mein Herz ist in ihrem Regiments angeworben. Sie kannte unseren Streit und wollte, daß er mit der Degenspitze ausgemacht würde; ich wär Dir also verpflichtet, wenn Du ihr von dem Beweis von Muth, den ich Dir gegeben habe, sprechen wolltest.«

»Ich verspreche Dir's,« erwiderte Robert lachend.«

»Es ist also ausgemacht, daß wir uns geschlagen haben?«

»Auf Leben und Tod!« sprach Robert.

»Nein, Das wäre unwahrscheinlich, da wir Beide sehr lebend sind. Unglücklicher oder vielmehr glücklicher Weise gehen wir aus dem Streite ganz unverletzt hervor. Die Obristin ist fähig, mir ihre tapfere Hand zu verweigern, unter dem Vorwand, daß ich das Treffen gemieden habe. . . . Ach, wenn ich nur irgend einen Beweis bringen konnte, — wär's auch nur ein Ritz, ein kleine Schmarren, so eine ganz kleine Schmeichelei des Degens, das Unbedeutendste genügte schon für meinen Zweck.«

»Willst Du, daß ich Dir einen Arm zerschieße?« frug Robert lachend und eine Pistole ergreifend.

»Keine dummen Witze!« rief Gottfried, scheu zurückweichend. »Aber apropos! Arm, wenn ich es wagte. Dich zu fragen . . .«

»Was denn?« frug Robert.

»Ich kenne nichts Interessanteres, als einen Arm in der Binde; das hat den ersten jugendlichen Liebhaber immer Vortheil gebracht. Wenn ich mich so einer scharmanten Cäsarine vorstellen könnte, würde sie mir gewiß sagen: da ist meine Hand für Ihren Arm.«

Robert und Coeleste brachen zu gleicher Zeit in ein schallendes Gelächter aus.

Coeleste verschwand einen Augenblick und kam dann mit einer langen, schwarzseidenen Halsbinde wieder, die sehr gut als Binde für den Arm dienen konnte.

»Herr von Mozerand,« sprach sie, »es ist die Sache der Frauen, die Verwundeten zu pflegen. Bücken Sie sich zu mir, stolzer Sigambrer . . . so, es ist gut. . . Das muß fest zugezogen werden, ich knüpfe das Band der Ehre. . . Denken Sie daran, ich habe Ihr Geheimniß; ich bin's, die Ihre Binde geknüpft hat, wenn ich meine Zunge löste, wenn Cäsarine wüßte. . .«

»Großer Gott!« rief Gottfried erbleichend.

»Leiden Sie an Ihrer Wunde?« frug Coeleste. »Seien Sie ruhig, ich werde still sein. Aber wenn ich Ihrer jemals bedürfen sollte, sind Sie mein Sklave.«

»Ich schwöre es, Madame!«

Die Gelegenheit von diesem Gehorsam und dieser Sklaverei eine Probe abzulegen, ließ nicht lange auf sich warten. Gottfried hatte seinen Arm und dessen Binde der Obristin seines Herzens gezeigt und diese hatte ausgerufen: »Ehre der Tapferkeit, wenn sie auch! unglücklich ist!«

Sie hatte den Tag ihrer Heirath mit Gottfried festgesetzt. Und so kam es, daß zwei Seelen durch eine schwarzseidene Binde an einander gefesselt wurden.

Eines Abends trat Gottfried bei seinem Freund Robert triumphirend zur Thüre herein. Cäsarine stützte sich auf seinen rechten Arm, sein linker dagegen ruhte immer noch weich in seiner Binde, welche ihm so gut gefiel und so hübsch stand, daß es ihm schwer fiel, sich von ihr zu trennen. Er grüßte die jungen Gatten und sprach feierlich zu ihnen:

»Ich habe die Ehre, Ihnen meine baldige Heirath anzukündigen. Ich habe mich verlobt ...«

»Mit dem vierten Lancierregiment?« frug Coeleste.

»Getroffen!« entgegnete Cäsarine.

Während ich noch in allen Tonarten das Lied sang: »O Hymen, o Hymenäus!« ward Herr von Mornange vom Bedienten angekündigt.

»Ich bitte um Verzeihung, Madame,« sprach der neu Angekommene zu Coeleste, »wenn ich Ihnen Ihren Mann entführe. Er hatte mit mir sein Erscheinen in unserem Cirkel auf neun Uhr präcis verabredet; jetzt ist's schon zehn und da er noch nicht gekommen ist, erlaube ich ihn mir zu holen.«

»Dazu haben Sie das Recht,« sprach Cäsarine. »Man muß pünktlich sein. Ich kenne nur militärische Zeitrechnung.«

»Aber mein Gott,« fuhr Coeleste fort, »wenn Sie sich denn durchaus in einem Cirkel vereinigen müssen, warum wählen Sie denn nicht unsern hier? Es gibt nichts Unhöflicheres gegen uns, als Ihre Männerzirkel.«

»Das ist eine Nacht ohne Sterne,« sprach Gottfried, einen bedeutungsvollen Blick auf Cäsarine werfend. »Was! nicht das kleinste Plätzchen für die schönere Hälfte des menschlichen Geschlechts?«

»Doch, doch,« fuhr Herr von Mornange fort; wir lassen immer die Herzdame, die Herzogin von Treff und die Marquise von Pique zu.«

»Also bringen Sie ihre Abende mit Spielen hin?« frug Coeleste.

»Wie Sie sagen, Madame,« antwortete Herr von Mornange, ohne zu bemerken, daß Robert ihm von Anfang an nicht-elektrische Telegraphenzeichen machte.

»Und spielen Sie hohes Spiel?« frug Coeleste.

»O,'nicht sehr hoch! ein paar Tausend Francs. Robert hat dieß Jahr, glaub' ich, dreißigtausend Francs verspielt.«

»Ist es möglich!« rief Coeleste.

»Ja wohl, allerdings,« sprach Robert, seine Vertheidigung selbst übernehmend. »Ich sehe nicht ein, warum ich länger ein Geheimniß aus einem sehr natürlichen Hang von mir machen soll; denn vor allen Dingen bin ich ja reich und kann schon jährlich ein paar tausend Francs verspielen, — und das Spiel ist mir nun einmal eine der anregendsten Unterhaltungen.«

Es war mit den Fehlern Roberts, wie mit jenem Schachtelspiel, wo immer eine Schachtel in der andern steckt. Man glaubt immer, man ist am Ende und hat schließlich noch ein Dutzend aufzumachen, ehe man an die letzte kommt.

»Brechen wir also auf, Mornange,« sprach er, sich erhebend, und machen wir eine Partie Ecartee. Es lebe die angenehme Aufregung des Spiels!«

»Ja, es lebe das Spiel!« rief Coeleste, »es ist eine noble Passion! Andreas,« fuhr sie, zu einem Diener gewandt, fort, »bringe einen Spieltisch und Karten. . . . Spielen Sie, meine Herren, nicht im Cirkel, aber hier; ich halte Ihnen die Bank.«

»Du?« frug Robert erstaunt.

»Ja, ich; denn offen gestanden, ich spiele sehr gern. Ich sehe für mein Leben gern diese grünen Teppiche, die mit gelben Stücken besät sind, wie ein frischer Rasen mit glänzenden Goldknöpfen. So eine Nacht zubringen, das Auge fest auf den Spieltisch gerichtet, den Athem angehalten, — ach, das ist schön! Dir zu Liebe hab' ich meine kleine Passion bisher sorgfältig geheim gehalten, aber da ich Deine Ansicht jetzt kenne, freu' ich mich um so mehr über diese Gesinnungsgleichheit.«

Indem Robert allerlei Betrachtungen anstellte, gab er die Karten.

»Ich halte eine Hundertfrancsnote,« sprach er laut.

»Angenommen!« erwiderte Mornange.

Das Spiel nahm seinen Verlauf, Coeleste verlor bedeutende Summen, ebenso Robert.

»Ich verliere dreitausend Francs,« sprach Robert, dem es immer unbehaglicher zu Muth ward; ich will sie auf einen Zug wieder holen, ich halte sie.«

»Nun zu den Hauptschlägen!« dachte Coeleste.

»Herr von Mozerand,« sprach sie zu ihrem siegenden, auf die Folter gespannten Gegner, »ich schlage Ihnen ein hohes Spiel vor: ich wette immer für meinen Mann und ich setze mein Coupe gegen Ihr Tilbury.«

»Aber das ist ja mehr als eine Leidenschaft, das ist! ja eine förmliche Spielwuth!« rief jetzt

endlich Robert. »Sie sind wohl in einer Töchterschule in Baden oder in Homburg erzogen worden, nicht wahr, Madame?«

»Was! mein Freund,« entgegnete Coeleste, »Du bist nicht entzückt, daß ich Deinen Geschmack theile?... Das Rad Fortunens wird sich doch endlich wieder nach unserer Seite drehen.«

»Fahren wir fort in unserem Spiel, Mornange,« sprach Robert. »Ich halte drei, tausend Francs gegen Sie und keinen Sou mehr.«

»Herr von Mozerand,« flüsterte Cäsarine ihrem Bräutigam ins Ohr, »wenn Sie diese unsinnige Wette eingehen, bewerkstellige ich den Rückzug von der Beresina und Sie werden nie mein Gemahl werden.«

»Was sagen Sie?« rief, der Unglückliche. »Sie entschuldigen mich, Madame,« wandte er sich an Coeleste, »ich kann nichts mehr gegen Sie halten; ich habe nur einen Fiaker oder höchstens ein Miethcabriolet zu meiner Verfügung und da diese mir nicht eigenthümlich angehören, werden sie begreifen. . . «

»Allerdings,« entgegnete Coeleste. »Was macht Ihre Wunde, Herr von Mozerand?«

»Ich halte die Wette!« rief Gottfried. »Ich erinnere mich eben, daß ich ja hübsches Reitpferd dagegen setzen kann, Ich habe nicht an dieses apfelgraue, wollt' sagen, fuchsbraune Pferd gedacht.«

Robert verlor nochmals seine dreitausend Francs.

»Man meint, es wäre Hexerei im Spiele! . . sechstausend Francs.«

»Und ich,« sprach Coeleste zu Gottfried, »setze mein Landhaus.«

»Aber das ist ja Wahnsinn!« rief Robert. »Eine solche Frau ist ja ein wahres Unglück, ein Ruin?«

»Madame,« bemerkte Gottfried, »ich habe nichts mehr dagegen zu wetten. Ich habe nur ein Gartenzimmer in Montmorency.«

»Herr von Mozerand,« frug Coeleste, »wer liefert Ihnen Ihre schwarzseidenen Armbinden?«

»Ah, doch, ich erinnere mich,« gab dieser lebhaft zur Antwort, ich habe ja noch ein kleines Landhaus in Ponsoise.

Robert verlor noch einmal und der glückliche Mornange trug zwölftausend Francs in seiner Tasche davon, als er, ihn verließ.

Robert hatte das hitzige Fieber, seine Augen leuchteten, sein Gesicht glühte; er war ganz, wie ein unglücklicher Spieler ist.

»Sie sind eine Wahnsinnige,« sprach er zu seiner Frau. »Unser Coupee, unser Landhaus? Alles verloren! . . . Mit Ihrer Wirtschaft wird unser Vermögen in ein paar Tagen draufgehen. Ich kenne nichts Häßlicheres, als eine Spielerin. Wenn Sie wüßten, wie häßlich Sie das Spiel macht; ihre Wangen, die vorher rosig waren, sind purpurglühend, Ihre Augen sind stier. Sie haben mir einen rechten Abscheu vor dem Spiel durch Ihren Anblick eingeflößt und ich hätte Lust, keine Karte mehr anzurühren.«

»Wirklich, wollen Sie das thun?« frug Coeleste hastig.

»Was geht das Sie an? da ich Sie auf immer verlasse. . . Ich bleibe nicht bei dieser Spielerin. . . . Leben Sie wohl auf ewig!«

»Sie gehen?« frug Coeleste.

»Und ich heirate keinen Spieler,« sprach Cäsarine zu Gottfried.

»Leben Sie wohl, mein Herr!«

»Aber, Madame,« sprach Gottfried leise zu Coeleste, »es wird Zeit, uns aufzuklären.«

»Sie wollen sich also scheiden lassen?« frug Coeleste ihren Mann. »Sind Sie fest dazu entschlossen?«

»Nichts ändert meinen Entschluß.«

»Nein, so darf ich nicht mehr zaudern, ich muß einen letzten Schritt thun. . .«

Sie ging nach dem Fenster zu.

»Großer Gott!« rief Robert, »sie stürzt sich zum Fenster hinaus!« Aber anstatt sich zum Fenster hinauszustürzen, ging Coeleste langsam zu ihrem Arbeitstisch, nahm dort ein Buch und schlug es auf.

»Was!« rief Robert, »wenn ich sie auf Nimmerwiedersehen verlasse, nachdem Ihre entsetzlichen Fehler unser ganzes Glück zerstört haben, lesen Sie ganz ruhig?«

Aber, anstatt jeder Antwort, las Coeleste mit lauter Stimme folgende Stelle der Legende:

»Beezelbub, der sich früher nie in einen Spiegel gesehen hatte, betrachtete sich eines Tages in einem venezianischen Spiegel und stieß einen Schreckensschrei aus. Der Spiegel gab ganz getreu alle seine Fehler und Häßlichkeiten wieder; die staunenden, teuflischen Blicke seien entsetzlich rothen Bart, der im Feuer der Hölle ganz rußig geworden war.

Beezelbub verlieh seinen Augäpfeln einen anderen Glanz, ließ sich seinen Bart abscheeren und ward in jeder Beziehung elegant und liebenswürdig; denn er ließ alle die Fehler verschwinden, die ihm sein treuester Freund, der Teufelsspiegel gezeigt hatte.«

»Was soll das heißen?« frug Robert, sich ihr nähernd.

»Das soll heißen, mein Freund, daß ich Dein Teufelsspiegel gewesen bin. Ich bin weder Schlemmerin gewesen, noch Spielerin; unser Spiel war ein falsches. Es war alles abgekartet und pure Verstellung. Du kannst auch Herr von Mozerand heirathen, Cäsarine, er ist kein Spieler, aber ein tapferer Mann,« fügte sie mit leicht ironischem Lächeln hinzu. »Was aber Dich betrifft, mein Freund,« sprach sie zu Robert, der sie in die Arme schloß, »Dich hoffe ich von Deinen Fehlern geheilt zu haben, nicht wahr? Denn der Teufel hat sich gewiß nicht hübsch gefunden, wie er sich einmal recht genau im Spiegel gesehen hat.«

E n d e